

7. Acht Tage auf einem Dachboden

Was habe ich in den letzten acht Tagen getan? Ich habe gelesen, meist auf dem Dachboden, aber die Erinnerung an den einen Tag verschmilzt mit der an den anderen. Ich weiß nur, daß ich planlos und wild durcheinander gelesen habe.

Ich habe nicht alles Wort für Wort gelesen. Manche Bücher und Hefte habe ich nur überflogen, wie man eine Landschaft überfliegt, und wenn ich das tat, wußte ich, daß ich schon wußte, was darin stand. Als hätte ein einziges Wort tausend andere heraufgerufen oder erblühte in einer knappen Inhaltsangabe, so wie jene japanischen Blumen, die man zum Aufblühen ins Wasser stellt. Als hätte sich etwas von selbst in meinem Gedächtnis abgelagert, um dort Ödipus oder Hans Castorp Gesellschaft zu leisten. Manchmal wurde diese Art von Kurzschluß durch eine Zeichnung hergestellt, dreitausend Wörter für ein Bild. Andere Male las ich langsam, kostete einen Satz aus, einen Absatz, ein Kapitel, wobei ich vielleicht dieselben Gefühle empfand, die ich bei der ersten, längst vergessenen Lektüre gehabt hatte.

Es erübrigt sich, von den mysteriösen Flammen, den Anflügen von Herzrasen und plötzlichem Erröten zu sprechen, die viele dieser Lektüren für kurze Zeit auslösten – und die sich dann ebenso schnell wieder legten, um Platz für neue Hitzeaufwallungen zu machen.

Acht Tage lang bin ich früh aufgestanden, um das Morgenlicht auszunutzen, bin auf den Dachboden gegangen und dort bis zum Abend geblieben. Mittags brachte mir Amalia, die sich das erste Mal erschrocken hatte, weil sie mich nicht finden konnte, einen Teller mit Brot und Salami oder Käse herauf, dazu zwei Äpfel und eine Flasche Wein (»Herrgott, dieser Mensch wird wieder krank werden, und was sage ich dann der Signora Paola? Wenn er doch wenigstens mir zuliebe aufhören

würde, sich die Augen zu verderben!«). Dann ging sie weinend hinunter, ich trank fast die ganze Flasche leer und kramte leicht beschwipst weiter in den Papieren, kein Wunder, daß ich die Teile nicht mehr richtig zusammenbekam. Manchmal stieg ich mit einem Arm voller Bücher hinunter und suchte mir irgendwo anders ein stilles Plätzchen, um nicht der Gefangene des Dachbodens zu bleiben.

Bevor ich das erste Mal hinaufging, rief ich zu Hause an, um von mir hören zu lassen. Paola wollte wissen, wie ich auf das Haus reagiert hatte, aber ich blieb vorsichtig: »Ich mache mich mit den Orten vertraut, das Wetter ist herrlich, ich gehe viel spazieren, Amalia ist ein Schatz.« Sie fragte, ob ich schon zur Apotheke im Dorf gegangen sei, um mir den Blutdruck messen zu lassen. Das müsse ich alle zwei, drei Tage tun, schärfte sie mir ein. Mit dem, was mir passiert sei, sei nicht zu spaßen. Und vor allem müsse ich brav die Pillen nehmen, morgens und abends.

Nicht ohne Gewissensbisse, aber mit einem soliden professionellen Alibi rief ich gleich danach im Laden an. Sibilla war noch mit dem Katalog beschäftigt. In zwei bis drei Wochen würde ich die Korrekturabzüge bekommen. Mit vielen väterlichen Ermutigungen legte ich auf.

Ich fragte mich, ob ich noch etwas für Sibilla empfand. Es war seltsam, aber die ersten Tage in Solara hatten bereits alles in eine neue Perspektive gerückt. Sibilla hatte angefangen, so etwas wie eine ferne Kindheitserinnerung zu werden, und was ich peu à peu aus den Nebeln der Vergangenheit ans Licht zog, wurde zu meiner Gegenwart.

Amalia hatte mir erklärt, daß man vom linken Seitentrakt aus auf den Dachboden steigt. Ich stellte mir eine hölzerne Wendeltreppe vor, aber dann waren es bequeme Steinstufen – natürlich, sagte ich mir, wie hätte man sonst auch all das Zeug hinauftragen können, das man dort hin verbannt hatte?

Soweit ich wußte, hatte ich noch nie einen Dachboden gesehen. Auch keinen Keller, um die Wahrheit zu sagen, aber es gibt verbreitete Vorstellungen von Kellern als dunklen, feuchten, jedenfalls kühlen Räumen, in die man mit einer Kerze geht. Oder mit einer Fackel. Die Schauerromane sind reich an Souterrains, in denen finstere Gestalten wie der Mönch Ambrosius umgehen. Es gibt auch natürliche Untergründe wie

die Höhlen des Tom Sawyer. Das Geheimnis der Dunkelheit. Alle Häuser haben einen Keller, nicht alle haben einen Dachboden, besonders in der Stadt, wo sie Mansarden haben. Aber gibt es wirklich keine Literatur über Dachböden? Und was ist dann *Acht Tage auf einem Dachboden*? Der Titel ist mir gerade wieder eingefallen, aber nur dieser eine.

Auch ohne sie in einem Stück abzuschreiten, begreift man, daß die Dachböden des Hauses in Solara über alle drei Trakte gehen: Man betritt sie links in einem breiten Raum, der von der Vorder- bis zur Rückseite des Gebäudes geht, aber dann öffnen sich schmalere Durchgänge, und es erscheinen Trennwände, Bretterverschlüsse, die Sektoren abteilen, Trassen, die durch Metallregale oder alte Schränke definiert werden, Seitengänge eines unendlichen Labyrinths. Durch einen Gang über dem linken Flügel irrend, fand ich mich nach mehreren Richtungswechseln plötzlich wieder vor der Eingangstür.

Unmittelbare Eindrücke: vor allem die Wärme, wie es auf Dachböden normal ist. Dann das Licht, das zum Teil durch Dachluken einfällt, die man auch vom Hof aus sehen kann, die aber innen größtenteils durch hoch aufgetürmte Sachen verstellt sind, so daß die Sonne an manchen Stellen nur in Form von gelben Strahlen eindringt, in denen Staubkörnchen tanzen und die auch im umgebenden Halbdunkel eine Vielzahl von Monaden enthüllen, Samen, urzeitliche Atome, vertieft in Brownsche Bewegungsgefechte, ein Gewimmel primärer Körper im Leeren – wer hat das beschrieben, Lukrez? Bisweilen veranstalten diese Strahlen flimmernde Lichterspiele auf den Scheiben eines ausrangierten Buffets oder auf einem Wandspiegel, der aus anderen Blickwinkeln wie eine gewöhnliche stumpfe Fläche erscheint. Außerdem gibt es ab und zu Glasziegel, die durch jahrzehntelange Witterungsablagerungen verkrustet sind, aber noch da und dort hellere Zonen auf dem Fußboden bilden.

Schließlich die Farbe. Der beherrschende Ton des Dachbodens, der von den Balken, den aufgestapelten Kisten und Kästen, Kartons und Schachteln, den Überresten ausrangierter Kommoden bestimmt wird, ist der einer Tischlerwerkstatt, eine Mischung aus vielerlei Braun, vom Gelbbraun des ungebeizten Holzes über das Rotbraun des Ahorns bis

zu den dunkleren Tönen alter Kommoden mit längst abgeblättertem Lack, dazwischen das Elfenbeinweiß der aus den Schachteln herausquellenden Papiere.

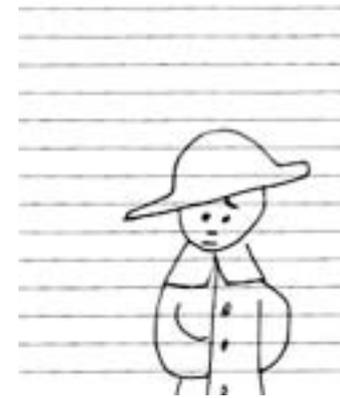
Wenn ein Keller die Unterwelt ankündigt, ist ein Dachboden die Verheißung eines leicht verwelkten Paradieses, wo sich die toten Körper in einer staubigen Helligkeit zeigen, ein pflanzliches Elysium, in dem man sich wegen der Abwesenheit von Grün wie in einem verdorrten Tropenwald vorkommt, in einem künstlichen Schilfdickicht, das den Besucher wie eine sehr milde Sauna empfängt.

Keller mit ihren amniotischen Feuchtigkeiten – so überlegte ich – symbolisieren die *accoglienza* des mütterlichen Uterus, das heißt die freundliche Wärme und Gastlichkeit des Mutterleibes, aber dieser luftige Uterus hier mit seiner fast heilkräftigen Wärme genügt vollauf. Und in diesem von Zwielight erfüllten Labyrinth, in dem man bloß zwei Ziegel zu entfernen brauchte, um unter freiem Himmel zu sein, herrschte ein wohltuendes Klima von Weltabgeschiedenheit, ein Geruch von Stille und Ruhe.

Im übrigen spürte ich die Hitze nach einer Weile gar nicht mehr, so sehr erfüllte mich die Begierde, alles zu entdecken. Denn sicher war hier irgendwo mein Clarabella-Schatz zu finden, allerdings mußte ich lange suchen, und ich wußte nicht, wo beginnen.

Zunächst einmal mußte ich viele Spinnennetze zerreißen. Die Katzen kümmern sich um die Mäuse, hatte Amalia gesagt, aber Amalia hatte sich nie um die Spinnen gekümmert. Daß die Spinnen nicht schon längst alles erobert hatten, lag nur an der natürlichen Auslese – wenn eine Generation gestorben ist, zerfallen ihre Netze, und die nächste muß von vorn anfangen, und so geht es immer weiter von Saison zu Saison.

Ich begann in einigen Regalen zu stöbern, auf die Gefahr hin, daß die aufgestapelten Schachteln und Dosen zu Boden fielen. Denn der Großvater hatte offensichtlich auch Schachteln, Büchsen und Dosen gesammelt, besonders, wenn sie aus Metall und bemalt waren. Kondensmilchbüchsen, Zwiebackschachteln von Wamar mit Putten auf einer Schaukel, das Etui der Arnaldi-Tabletten oder das mit dem vergoldeten Rand und den Pflanzenmotiven der Brillantine Coldinava, die Bonbon-



niere der Perry-Federn, die prachtvoll glänzende Schachtel der Presbitero-Buntstifte, mit allen Stiften noch ungestutzt in Reih und Glied, wie ein Patronengurt für Gelehrte, und schließlich die Kakaobüchse von Talmone, mit den *Due Vecchi* – einer zierlichen alten Dame, die das leichtbekömmliche Getränk einem lächelnden Greis anbietet, der, ganz *ancien régime*, noch richtige *culottes* trägt. Unwillkürlich erblickte ich in ihm den Großvater und in ihr die Großmutter, die ich kaum gekannt hatte.

Als nächstes stieß ich auf eine runde Büchse oder Dose, Stil Ende neunzehntes Jahrhundert, des Mineralwasserpulvers von Brioschi. Zwei Herren mit Zylindern kosten entzückt aus langstieligen Gläsern, die ihnen von einer graziösen Kellnerin gereicht werden. Als erstes erinnerten sich meine Hände. Man nimmt ein Tütchen aus der Schachtel, das ein weiches weißes Pulver enthält, schüttet es langsam in eine mit Leitungswasser gefüllte Flasche und schwenkt sie ein wenig, damit sich das Pulver gut auflöst und nicht am Flaschenhals klebenbleibt; dann nimmt man ein zweites Tütchen, in dem das Pulver körnig ist und aus kleinen Kristallen besteht, und schüttet es gleichfalls hinein, aber schnell, denn das Wasser beginnt sofort zu schäumen, man muß die Flasche unverzüglich mit dem Bügelverschluß dichtmachen und warten, daß sich das chemische Wunder in dieser Ursuppe vollzieht, unter Gezisch und Gebrodel der Flüssigkeit, die in kleinen Bläschen durch die Ritzen der Gummidichtung zu entweichen versucht. Schließlich legt



sich der Sturm, und das prickelnde Wasser kann getrunken werden, als Tafelwasser, als Kinderwein, als hausgemachter Sprudel. Das *acqua visci*, sagte ich mir.

Aber nach meinen Händen regte sich etwas anderes, ähnlich wie an jenem Tag, als ich plötzlich das Mickymausheft mit dem *Schatz Clarbellas* erblickte. Ich suchte nach einer anderen Dose, sicher aus späterer Zeit, die ich so viele Male geöffnet hatte, bevor wir uns zu Tisch setzten. Die Zeichnung müßte ein ganz klein wenig anders sein: die gleichen Herren mit Zylinder, die in der gleichen Haltung das wunderbare Sprudelwasser aus langen Champagnergläsern genossen, aber nun entdeckte man auf dem Tisch eine Dose von exakt derselben Art, wie ich sie in der Hand hielt, und darauf waren dieselben Herren dargestellt, die an einem Tisch tranken, auf dem eine weitere Dose mit Mineralwasserpulver stand, auch sie mit zwei Herren, die... Und so immer weiter, ich wußte, daß eine Lupe oder ein starkes Mikroskop genügt hätte, um auf den Dosen weitere Dosen zu sehen, Dosen *en abîme* oder chinesische Dosen oder russische à la Matrioschka. Die Unendlichkeit, wahrgenommen mit den Augen eines Kindes, das noch nichts vom Paradox des Zenon weiß. Der Wettlauf zu einem unerreichbaren Ziel – weder die Schildkröte noch Achilles würden jemals bis zur letzten Dose gelangen, zu den letzten Herren und der letzten Kellnerin. Man lernt schon als Kind die Metaphysik des Unendlichen und die Infinitesimalrechnung, nur weiß man noch nicht, was man da wahrnimmt, es könnte das Bild

eines Endlosen Rückschritts sein oder auch, im Gegenteil, die grauenvolle Verheißung der Ewigen Wiederkehr und des Kreislaufs der Zeitalter, die sich in den Schwanz beißen, denn bei der letzten Dose angelangt, sollte es denn eine letzte geben, würde man vielleicht am Grund dieses Strudels sich selbst entdecken, mit der ersten Dose in der Hand. Warum habe ich beschlossen, Antiquar zu werden, wenn nicht, um bis zu einem festen Punkt zurückzugehen, dem Tag, an dem Gutenberg in Mainz die erste Bibel gedruckt hat? Da weiß man doch wenigstens, daß es vorher nichts gab, oder jedenfalls nur etwas anderes, und daß man hier haltmachen kann, sonst wäre man nicht mehr Buchhändler, sondern Handschriftenentzifferer. Man wählt einen Beruf, in dem man lediglich fünfeinhalb Jahrhunderte überschauen muß, weil man als Kind über die Unendlichkeit der *Acquavisci*-Dosen phantasiert hat.

Nicht alles auf dem Dachboden lagernde Zeug konnte sich in Großvaters Studio oder woanders im Haus befunden haben, es muß also vieles davon schon zu seinen Lebzeiten oben gewesen sein. Das heißt, ich muß einen guten Teil meiner kindlichen Erkundungen auf dem Dachboden betrieben haben, er war mein Pompeji, in das ich ging, um Zeugnisse aus früheren Zeiten auszugraben. Schon damals, genau wie jetzt, witterte ich dort die Vergangenheit. Ein weiteres Mal zelebrierte ich also eine Wiederholung.

Neben der Blechdose gab es zwei Kartons voller Zigarettenschachteln. Auch die hatte der Großvater gesammelt, und es dürfte ihn einige Mühe gekostet haben, sie sich von Reisenden zu besorgen, wer weiß, wo und von wo, denn damals war das Sammeln von Alltagsgegenständen noch nicht so organisiert wie heute. Da gab es nie gehörte Marken wie Algeschiros, Macedonia, Turkish Atika, Tiedemann's Birds Eye, Calypso, Cirene, Kef Orientalische Cigaretter, Aladdin, Amiro Jakobstadt, Golden East Virginia, Al Kalif Alexandria, Stambul, Sassja Mild Russian Blend – prächtige Schachteln mit Bildern von Paschas und Khediven, oder von orientalischen Odaliskinnen wie auf den Cigarillos Excelsior de la Abundancia, oder von akkurat in Weiß und Blau gekleideten britischen Seeleuten mit gepflegten Bärten nach Art eines King George dem vielleicht Fünften, und dann Schachteln, die mir bekannt vorkamen, als

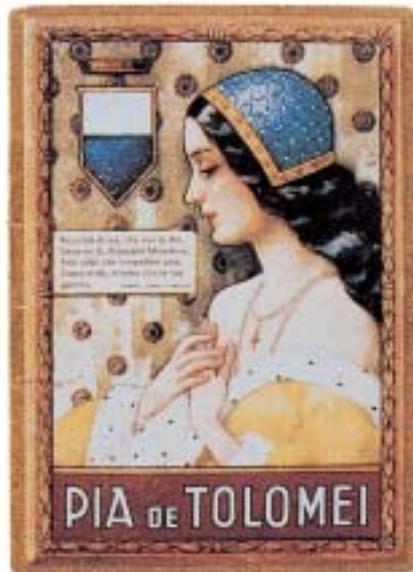
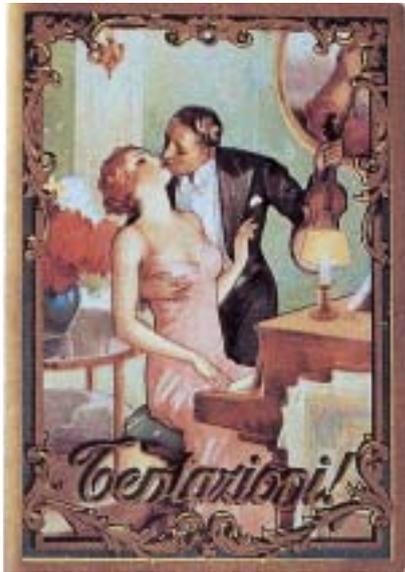


hätte ich sie in der Hand von Damen gesehen, zum Beispiel die elfenbeinweiße der Sigarette Eva und die Serraglio, und schließlich papierene Schachteln, zerdrückt und zusammengerollt, von populären Marken wie Africa oder Milit, die aufzuheben niemandem in den Sinn gekommen wäre, so daß man schon dankbar sein konnte, wenn jemand ein Exemplar zur künftigen Erinnerung aus dem Müll geholt hatte.

Ich verweilte minutenlang über einer völlig zerknautschten Packung der No. 10 Sigarette Macedonia, Lire 3,00, und murmelte: »Duilio, die Macedonia machen dir die Finger gelb...« Von meinem Vater wußte ich zwar noch nichts, aber ich war mir jetzt sicher, daß er Macedonia geraucht hatte, und vielleicht genau *diese* aus dieser Schachtel, und daß meine Mutter sich immer über seine nikotingelben Finger beschwerte, die sie »gelb wie eine Chinintablette« nannte. Das Bild des Vaters aus einem blassen Gerbsäureton zu erraten war nicht eben viel, aber genug, um die Reise nach Solara zu rechtfertigen.

Ich erkannte auch die Wunder der Schachtel daneben, die einen säuerlichen Geruch von billigem Parfum ausströmte. Man findet sie noch gelegentlich, aber selten, vor ein paar Wochen hatte ich sie an den Ständen der Piazza Cordusio gesehen: jene kleinen Friseurkalender, die so unerträglich stark parfümiert waren, daß sie nach mehr als fünfzig Jahren noch danach rochen, ein Chor von Kokotten, leichtbekleideten Damen in Krinoline, Schönheiten auf der Schaukel, verirrt Liebenden, exotischen Tänzerinnen, ägyptischen Königinnen... Die weiblichen Frisuren durch die Jahrhunderte, Die kleinen Glücksbringerinnen, Der italienische Sternhimmel mit Maria Denis und Vittorio De Sica, Ihre Majestät die Frau, Salomé, Parfümierter Almanach Stil Empire mit Madame Sans-Gêne, Tout Paris, Le Grand Savon Quinquine, die universale Toilettenseife, antiseptisch, unschätzbar in warmen Klimata, gegen Skorbut, Malariafieber, trockenes Ekzem – mit dem Monogramm Napoleons, weiß Gott warum, aber auf dem ersten Bild ist der Kaiser zu sehen, wie er von einem Türken über die große Erfindung aufgeklärt wird und sie für gut befindet. Auch ein Kalender mit dem Seherdichter D'Annunzio – die Friseure schreckten vor nichts zurück.

Ich schnupperte vorsichtig daran, wie jemand, der in ein unerlaubtes Reich eindringt. Diese Friseurkalender konnten die Phantasie eines



Kindes krankhaft entzünden, vielleicht waren sie mir verboten gewesen. Vielleicht würde ich auf dem Dachboden etwas über die Ausbildung meines sexuellen Bewußtseins erfahren.

Die Sonne schien inzwischen prall auf die Dachluken, und ich war noch immer nicht zufrieden. So vieles hatte ich gesehen, aber nichts, was wirklich mir und nur mir allein gehört hatte. Ich sah mich weiter um, und da fiel mein Blick auf eine geschlossene Truhe. Ich machte sie auf, und sie war voller Spielzeug.

In den letzten Wochen hatte ich die Spielsachen meiner Enkel gesehen, sie waren alle aus buntem Plastik, die meisten elektrisch. Als ich Sandro ein neues Motorboot schenkte, sagte er als erstes, ich solle die Schachtel nicht wegwerfen, weil da noch die Batterie drin sein müsse. Meine einstigen Spielsachen waren aus Holz oder Blech. Säbel, Gewehre mit Zündblättchen, ein kleiner Kolonialhelm aus der Zeit des Abessinienfeldzugs, eine ganze Armee von Bleisoldaten und ein paar größere aus zerbrechlichem Material, bei denen hier der Kopf, dort ein Arm fehlte und nur noch der Eisendraht herausragte, der das lackierte Stück Ton gehalten hatte. Sollte ich Tag für Tag mit diesen Gewehren und diesen verstümmelten Helden gelebt haben, erfüllt von kriegerischer Begeisterung? Natürlich, klar, damals mußte ein Kind zum Kult des Krieges erzogen werden.

Weiter unten in der Truhe waren die Puppen meiner Schwester, die sie vielleicht von unserer Mutter bekommen hatte, welche sie ihrerseits von unserer Großmutter geerbt hatte (es müssen Zeiten gewesen sein, in denen Spielsachen noch vererbt wurden): porzellanener Teint, rosenroter Schmollmund und rosige Wangen, das Kleidchen aus Organza und Augen, die noch schmachtend auf- und zuklappten. Eine sagte sogar noch Mama, wenn man sie bewegte.

Beim Kramen zwischen einem Gewehr und dem anderen stieß ich auf komische kleine Soldaten, flach, aus Sperrholz, mit roter Mütze und blauem Rock und langen roten Hosen mit einem gelben seitlichen Streifen, auf kleine Räder montiert. Die Züge waren nicht martialisch, eher grotesk, mit Kartoffelnasen. Einer von ihnen, dachte ich unwillkürlich, muß der Hauptmann Kartoffel des Regiments der Schlaraffenland-Soldaten sein – *il capitano La Patata del reggimento dei Soldatini di Bengodi*. Ich war mir sicher, daß er so hieß.

Schließlich förderte ich einen Blechfrosch zutage, der noch kaum hörbar quakte, wenn man ihm auf den Bauch drückte. Wer die Milchkaramelbonbons von Doktor Osimo nicht mag, bekommt den Frosch zu sehen, dachte ich. Was hatte der Doktor Osimo mit dem Frosch zu tun? Wem wollte ich ihn zeigen? Pechschwarze Finsternis. Ich mußte darüber nachdenken.

Während ich den Frosch betrachtete und befühlte, sagte ich unwillkürlich: »Angelo Orso muß sterben.« Wer war Angelo Orso? In welcher Beziehung stand er zu dem Blechfrosch? Ich spürte eine Saite in mir vibrieren, ich war sicher, daß Angelo Orso mich mit jemandem verband, aber in der Ödnis meines rein verbalen Gedächtnisses fand ich keine weiteren Anhaltspunkte. Oder doch, mir kamen noch zwei Verse in den Sinn: *Va a iniziare la sfilata, / capitano La Patata* – Auf zur Parade, / Hauptmann Kartoffel! Dann aber kam nichts mehr, ich war wieder in der Gegenwart, in der haselnußbraunen Stille des Dachbodens.

Am zweiten Tag war mich Matù besuchen gekommen. Sie war mir sofort auf die Knie gesprungen, während ich beim Essen saß, und hatte sich ein paar Käserinden erbettelt. Nach der inzwischen zur Regel gewordenen Flasche Wein war ich ich ohne besonderes Ziel umhergegan-

gen, bis ich auf zwei große wacklige Schränke stieß, die unter einer Dachluke standen, aufrecht dank einiger Holzkeile, die sie mehr oder weniger gerade hielten. Ich hatte einige Mühe, den ersten zu öffnen, der ständig über mir zusammenzubrechen drohte, und als ich es endlich geschafft hatte, stürzte mir eine Flut von Büchern vor die Füße. Ich konnte die Lawine nicht aufhalten, es war, als hätten all jene Uhus, Fledermäuse und Schleiereulen, die seit Jahrhunderten dort eingesperrt waren, wie Geister in der Flasche nur darauf gewartet, daß ihnen ein Unbedachter die ersehnte Freiheit gab.

Zwischen denen, die sich vor meinen Füßen häuften, und denen, die ich rechtzeitig herauszuziehen versuchte, damit sie nicht auch zu Boden fielen, entdeckte ich eine ganze Bibliothek – was sage ich, wahrscheinlich den Grundstock von Großvaters altem Antiquariat in der Stadt, das mein Onkel verkauft hatte.

Ich hätte es niemals geschafft, sie alle anzusehen, aber schon bei den ersten brach ein Feuerwerk von Wiedererkennungsblitzen über mich herein. Es waren Bücher in verschiedenen Sprachen und aus verschiedenen Zeiten, manche Titel weckten keinerlei Flamme in mir, weil sie zum Repertoire des schon Bekannten gehörten, zum Beispiel viele alte Ausgaben russischer Romane, nur daß mir in denen schon beim bloßen Überfliegen der Seiten ein etwas seltsames Italienisch auffiel, das – wie die Titeleien besagten – auf Damen mit Doppelnamen zurückging, die offensichtlich das Russische aus dem Französischen übersetzt hatten, denn die Personen trugen lauter Nachnamen, die auf *ine* endeten, wie Myskine und Rogozyne.

Nicht wenige dieser Bände zerfielen mir in den Händen, wenn ich sie nur berührte, als ob das Papier nach Jahrzehnten der Grabesfinsternis das Sonnenlicht nicht mehr ertrüge. Tatsächlich ertrug es die Berührung der Finger nicht und hatte jahrelang nur darauf gewartet, sich in winzigste Fetzen aufzulösen, an den Rändern und Ecken in feinste Fasern zu zerbröseln.

Jack Londons *Martin Eden* fiel mir in die Hände, und mechanisch suchte ich nach dem letzten Satz, als ob meine Finger wußten, daß er da sein mußte. Der Titelheld Martin Eden begeht auf dem Gipfel des Ruhmes Selbstmord, indem er sich aus dem Bullauge eines Übersee-

